

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 10

Artikel: Konrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen zum Zürichsee [Schluss folgt]
Autor: Frei, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ulrich von Wellenberg verdrückt den Fluch.
 „Die Schererei um ein paar Ellen Tuch!
 Gebt her das Pergament, den Gänsekiel!
 Was? Tausend Silberpfund? Das ist zu viel!“
 „Gut!“ sagt der Schullheiß „gut, so glaub ich dies.
 Führt ab den Junker in das Burgverlies!“
 „Salt-nein-läßt sehn! Man wird doch reden dürfen!
 Ich kann am Wellenberg kein Silber schürfen.
 Ich schreib': Diemeil ich, Ritter Udalrich,
 Mit Zürich endlich gütlich mich verglich,
 Nach manchem Schaden, den die Stadt erlitt,
 Weil ich im Mettendorfer Busche ritt,
 Erteil ich heut der Stadt den Bruderkuß
 Als freundgesinnter Consanguineus.
 Und schwöre hier mit einem großen Eid:
 Was ich der Stadt getan, das tut mir leid.
 Ich schwöre, daß ich, wenn ich räuberlich
 Die Straße ziehe, immer säuberlich
 Die Zürcher vor den andern will verschonen.
 Gleichviel, sie führen Bazen oder Kronen.
 Und sollt' es — denn man kann sich ja versehn —
 Aus purem Zufall doch einmal geschehn,
 Diemeil die Zeiten so verworren sind
 Und nachts unkenntlich Vieh und Menschenkind,
 So zahl ich, falls ich einen Zürcher steche
 Und ihm wohl gar das Schädeldach zerbreche,
 Pro Mann an Silber hundert Mark, und gut
 gewogen!
 Wenn das nicht wahr ist, hab ich hart gelogen.
 Geschehn zu Defenbach, am Tag Sankt Veit. —
 Und nun entlast mich, Schulz, und gebt Geleit!“
 Der Schullheiß streicht die seidne Hemdenkrause
 Und spricht gewichtig: „Nun, so zieht nach Hause

Und denket an den Limmatturm, die Mäus und Unken
 Und wie's dort, venia sit verbo, gestunken.“

„Puh!“ wehrt der Ritter, seine Handschuh knöpfend,
 „Erlaßt die Schilderung, s'ist zu erschöpfend!“

„Nur eines noch, Herr Ritter,“ spricht der Magistrat,
 „Hört den Beschluß von Bürgerschaft und Rat!
 Diemeil ein Mann von eurem Rang und Stand
 Sich längre Zeit im Limmatturm befand,
 Beziemt es sich, die Ehre zu erwidern
 Und uns mit euch noch enger anzubiedern.

Nun hatten wir bis heut — s'ist ein Verhängnis —
 Noch keinen Namen für das Turmgefängnis,

Das uns die grüne Limmatt schön besuchtet,
 Erst eure Ankunst hat uns recht erleuchtet.

Es sei fortan, so liebte es dem Räte,
 Turm Wellenberg gekauft. Seid unser Pate!

Herr Ulrich murrte etwas in seinen Schnauz,
 Es könnte nicht wie Danke, sondern wie Pardauz!

„Wart, Zürcher, dieses bleibt dir nicht verziehen,
 Dich treff ich zwischen Mettendorf und Pfyn.“

* * *

Herr Ulrich stampft gespornet aus dem Gemach.
 Er reitet unter seines Schlosses Dach.

„Sürg, sieh mal nach im Rationenbuch!
 Wann kommt der nächste Zürcherzug mit Tuch?
 Um elf Uhr? Diese Nacht? Da langt es noch.
 Reich mir das Panzerhemd herab! Da hangt es noch.

Hervor nun alle Mannschaft hinterm Ofen!
 Wir reiten ungesäumt nach Eschikosen.

Doch die Gesichter gut verschmiert mit Pech und Werg!
 Sie meinen dann, 's sei der von Grießenberg.

S. Rickenmann.

Conrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen zum Zürichsee.

Von Pfr. Oskar Frei, Meilen.

Von Conrad Ferdinand Meyer dürfen wir Zürcher und vorab wir am See sagen: er war unser. Gleich Gottfried Keller wurzelt auch er tief im alemannisch-schweizerischen Heimatgrund, aus dem allein er freilich so wenig zu erklären und zu verstehen ist wie Keller. Im Elternhaus am Stampfenbach zu Zürich, wo C. F. Meyer am 11. Oktober 1825 geboren wurde, waren die besten Traditionen einer

alten Zürcher Familie lebendig: sorgfältige Pflege des Geistes, christliche Glaubenskraft in der weltweiten Ausprägung Zwinglis, lebhafteste Teilnahme an den öffentlichen Dingen. Von seinem Vater, dem späteren Regierungs- und Erziehungsrat, Ferdinand Meyer, der als stiller Gelehrter ein prächtiges Buch über die Geschichte der evangelischen Gemeinde von Locarno und ihrer Auswanderung nach Zürich geschrie-

ben hat, empfang der Sohn das vornehme, stille, weiche, allem Lauten abholde Wesen, das starke sittliche Empfinden. Seine tiefgewurzelte Religiosität freilich ist doppeltes Erbe, des Vaters wie der Mutter, Betsy geb. Ulrich, einer ungewöhnlich begabten Frau, die dem Dichter die leichtbewegliche, unerschöpfliche Phantasie schenkte, aber auch als dunkles Angebinde die Anlage zur Schwermut, den melancholischen Unterton seines Wesens. Am Tage, da ihr Gatte, der sich in rastlosem gewissenhaftem Dienste rasch verzehrt hatte, die Augen schloß und sie mit ihren beiden Kindern, dem erstgeborenen Conrad und der sechs Jahre jüngeren Betsy zurückließ, schrieb sie das dunkle Wort in ihr Hausbuch: Mein Todesstoß! Bis zum Tode des Vaters war die Jugendzeit der beiden Kinder eine „helle, beschützte und sorglose“ gewesen. Jetzt aber begann eine trübe dumpfe Leidenszeit. Das bescheidene Vermögen erheischte weise Sparsamkeit. Größer aber war der Mutter Sorge um ihren Sohn, der zwar, wenn auch unter innerem Widerstreben, das Zürcher Gymnasium durchlief und 1844 die Reifeprüfung bestand, aber je länger je mehr ein innerlich zwiespältiger, mit sich und dem Leben schwer ringender Mensch wurde. Denn dunkel fühlte er, daß er zum Künstler berufen sei, ob aber zum Dichter oder zum Maler, das war ihm ungewiß. So ging er seine eigenen einsamen Wege, floh die Menschen, spann sich immer tiefer in eine unwirkliche Traumwelt hinein und wurde sich selber ein Rätsel und seiner Mutter ein Gegenstand banger Sorge. Seine Freunde vollendeten ihre Studien, schritten zu Amt und Würden, nur er stand noch allein tastend und suchend am Wege. Ein zufällig aufgefangenes Klagewort der Mutter, zu einer Freundin gesprochen, beschleunigte die Krisis: „Er begräbt sich selbst. Er ist für dieses Leben nicht mehr da“, hatte die Mutter jener Freundin geklagt. Eine Aussprache mit der Mutter und der treuen Schwester führte zum Entschluß, den Rat des der Mutter befreundeten Dr. Bobet einzuholen. Der Weg führte in die weltliche Schweiz. Ein kurzer Aufenthalt in der Nervenheilanstalt Préfargier am Neuenburgersee, und ein längerer Aufenthalt in Lausanne, in der fast täglichen Gemeinschaft mit dem feingebildeten Historiker Professor Buillemain, dem Freund seines Vaters, ließ den überreizten, jungen Mann sich wieder finden. Buillemain erkannte mit dem Feingefühl des einsti-

gen Seelsorgers, daß Conrad nur einer ernststen Arbeit bedürfe, um von seiner Melancholie frei zu werden. Er fand diese Arbeit im Übertragen eines großen französischen Geschichtswerks ins Deutsche.

Aber während der Sohn in solcher Arbeit, der poetische Versuche immer zur Seite gingen, sein Selbstvertrauen langsam wieder fand, brach die Mutter unter dem langen Druck der Sorgen, nach anstrengender Pflege eines greisen Hausgenossen, plötzlich seelisch zusammen. Préfargier bot der Schwermütigen ein Mittel, konnte den Kindern die Mutter aber nicht mehr lebend zurückgeben. Im nahen See fand die Kranke am 27. September 1856 den willkommenen Tod. In den langen Jahren seiner eigenen Leiden und in den Tagen nach der Mutter Tod, da waren See und Berge neben der tapferen Schwester die einzigen Freunde des jungen Dichters. In einem frühesten Gedichte schon glänzen einmal See und Firne in sein einsames Traumleben hinein:

Zwischen jenen hohen Firnen,
Kann ich eine Firn erschauen,
Einen kleinen dunklen Streifen
Auch des Sees seh' ich blauen.

Sinkt die Sonne, meine Firne
Ist der Erbe ihrer Helle,
Und das Abendrot verblutet
Sich zuletzt in meiner Welle.¹⁾

In den langen einsamen Wintertagen, wenn Eis den See deckte, glitt er auf den Schlittschuhen über die weite Fläche des gefrorenen Sees:

Schreitend meinen Höhenpfad,
Seh' ich, statt lebend'ger Flut,
Unter mir des Eises Flur,
Drauf der Wettlauf Tausender
Unermüdlieh sich ergötzt.
Gorch! Ein dunkel Geisterlied,
Wie des Bienenkorbs Gesumm:
Dröhnend sonder Unterbruch
Durch die reine Winterluft,
Des gestählten Schuhs Ton!
Meiner Jugend einz'ge Lust
Läutet dumpf zu mir empor.

(Aus der Höhe.)

Da ein Neffe ihm die Schlittschuhe abbetelt, versinkt der Dichter ins Träumen: er sieht sich mit einem lieben Mädchen in duftverlorene Fernen gleiten („Die Schlittschuhe“).

„Meiner Jugend einz'ge Lust!“ Was muß

¹⁾ Mitgeteilt bei Adolf Frey, C. F. Meyer, 2. A. S. 46.

er gelitten haben in den langen Jahren seines Ringens. Wie mächtig zittert der Schrei der Verzweiflung noch nach in dem Gedicht „Schwüle“, mit dem ergreifenden:

„Sterne, Sterne, — Abend ist es ja —
Sterne, warum seid ihr noch nicht da?“

Aber als der Bann einmal gebrochen war, packte ihn eine unbändige Wanderlust, als mußte er veräumte Jahre einholen:

„Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag veräumt,
Sobald die Lenzessonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.

Verfärbte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenz sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!“ (Lenzfahrt.)

In den Sommerwochen von 1858, 1859 und 1860 weilte der Dichter im Tal von Engelberg, auf dem Jochpaß, am tiefblauen Engstlensee. Stimmung und Motiv einiger seiner schönsten Berglieder sind ihm hier geschenkt worden; auf den Felsgräten am Jochpaß das tiefempfundene „Himmelsnähe“:

„Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heiß'rer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei.“

Und ihm selber noch unbewußt, trug er aus dem stillen Hochtal die landschaftliche Stimmung zu seiner Dichtung „Engelberg“. Neben dem heimatischen See waren nun die Berge ein zweites Element seiner Dichtung geworden. Und Paris und Rom gaben ihm in der lebendigen Anschauung der großen Kunst einer großen Vergangenheit ein neues Element seiner Dichtung.

Aber noch gingen Jahre mühseligen Ringens und hartester Selbstzucht hin, Jahre, deren einsame Nöte nur die Schwester kannte, die den Dichter verstand wie keine zweite Seele:

„Nur du allein weißt noch Bescheid
Von allen Augenblicken meines Lebens.“
(Ohne Datum.)

1864 erschien anonym Meyers erstes Bändchen: „Zwanzig Balladen von einem Schweizer“, 1869 mit dem vollen Namen des nunmehr schon Fünfundvierzigjährigen sein zweites: „Bilder und Romanzen“. Beide wurden kaum beachtet. Diese Gedichte beschloffen die beschauliche, romantische Epoche im Leben des Dichters. Er betrat nun die „Sommersonnende“ seines Lebens. „Jetzt erkennt er seinen

Dichterberuf und ergreift ihn als seine Lebensarbeit. Es wird ihm damit heiliger Ernst, denn er fühlt, es ist für ihn spät geworden, und es gilt die Stunde auszunützen.“²⁾ „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einmal daran herum rätseln“, sagte er einst zu seiner Schwester.

Um Ostern 1868 hatte sich der Dichter, der in Zürich „fast ein Fremdling“ geworden war, mit der Schwester im „Seehof“ zu Rüsnacht niedergelassen: „Das alte Haus war, vom See her gesehen, wie versunken in das dichte Grün ländlicher Obstgärten. Überall durchschnitten schmale, mit Frucht bäumen gesäumte Wiesenpfade das Gelände, von dem es umgeben war. Seine Außenseite hatte auf jeden herrschaftlichen Anspruch verzichtet. Nur die drei außergewöhnlich hohen und breiten, dem See zugewandten Fenster des Mittelstockes fielen auf, zumal abends, wenn das mittlere der drei, hell erleuchtet, seinen Schein wie den kräftigen Glanz eines Sternes auf die nächtlichen Fluten hinauswarf.

„Die Fenster links und rechts waren die der zwei großen nach Ost und West gerichteten Eckzimmer meines Bruders. Das helle Fenster in der Mitte aber bildete den Abschluß des langen, mit rötlichen Steinplatten belegten Korridors, der, einem Klostergange nicht unähnlich, die beiden Zimmerreihen teilte, und über den mein Bruder im Winter oder bei Regenwetter abends, seine Zigarre rauchend, auf- und niederzugehen pflegte. Er hatte eine Vorliebe für Hängelampen und mochte es gerne, daß unsere größte und hellste, in der Mitte des Ganges in Messingketten von der Decke herabhängend, seine Schritte beleuchtete. Er befahl, daß man sie frühzeitig anzünde, auch wenn er nicht zu Hause sei, damit ihr Schein ihn schon von ferne grüße. Er sah das bekannte Licht durch das Südfenster des Ganges, wenn er, auf dem Dampfboote von einem Ausfluge zurückkommend, sich auf dem Verdeck zum Aussteigen anschickte; durch das Nordfenster, wenn er vom Dorfe her durch schmale, seewärts führende Seitenwege zwischen Wiesen und Feldern seiner Wohnung zuschritt.

Gegen Norden lagen neben diesem Wandelgange links unser Eckzimmer mit der beschränkteren Aussicht auf Gärten und Acker, Dorf und Kirche, rechts ein altertümliches Wohnstübchen, meines Bruders Lieblingsstube, wo er mir

²⁾ Beth Meyer, C. F. Meyer, in der Erinnerung seiner Schwester (Berlin 1903), S. 139.



Napperswil vom Hafen aus. (Burg, Pfarrkirche, Mufeggturn.)



Napperswil. Segel- und Gondelhafen. Landungsquai.

abends das Beste dessen, was ihn gerade beschäftigt, vorlas.“³⁾

Hier schuf Meyer seine erste große Dichtung: „Guttens letzte Tage“, die aus drei Elementen geboren ist, wie der Dichter selber bekennt: „aus einer jahrzehntelang genährten individuellen Lebensstimmung, dem Eindruck der heimatlichen, mir seelenverwandten Landschaft und der Gewalt großer Zeitereignisse.“ „Ich bin zu jener Zeit ein wanderlustiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seespiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblicher Stille und einer großen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den zwei Kirchlein gestanden, die auf dem nördlichen Wiesengrabe über einem das Ufer einfassenden Kranze von Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen.“⁴⁾

So ward der Dichter auf der damals noch viel einsameren Insel heimisch. Einmal geschah es, daß ihm zu Hause des Abends der schwere Schlüssel zum turmähnlichen äbtischen Pavillon aus der Tasche fiel, der dem Abte morgen sein Tusculum öffnen sollte... Ungefragt gewann Guttens in der Phantasie des Dichters Leben und Gestalt, freilich nicht der ideale Freiheitskämpfer, wie ihn etwa Gottfried Kellers von Wilhelm Baumgartner vertontes kraftvolles Ufenaulied preist, sondern der stille, sterbende Guttens trat „in den sanften Abendshatten seiner Insel“ dem Dichter nahe. Ein alter Gedichtentwurf, wie der kranke Ritter ins verglimmende Rot schaut, indes ein Tod aus Holbeins Totentanz von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet, bildete den Kern der Dichtung. Die erste Auflage trug denn auch das Motto: Reif sein ist alles. Die vom Dichter betonte persönliche Lebensstimmung der Guttendichtung tritt dem Sehenden aus jedem Blatt entgegen. Meyer nannte den Guttens intimer als alle seine lyrischen Gedichte. Und der Eindruck der heimatlichen, dem Dichter seelenverwandten Landschaft ist die Dichtung voll. Jeden Ton in der reichen Skala der Stimmungen der See- und Ufenaulandschaft weiß der Dichter mit der seelischen Stimmung

seines Helden zu fester Einheit zu verbinden. „In breiter Abendshatten Dämmerung“ fährt Guttens Nachen in den von einem Eichenbaum düster überschatteten Hafen der Insel. Würzige Bergluft umfängt den Kranken wie Arznei. Herdenglocken läuten ihn in den Traum der ersten Nacht. Im Wandern auf den stillen Inselpfaden plaudert die Erinnerung:

„Sie rauscht im Eichenlaub, im Buchenhag.
Am Ufer plätschert sie im Wellenschlag.“
(6. Das Geflüster.)

Am Mittag, wenn das blaue Licht der nahen Flut in seine Kammer blickt, lockt sie ihn zum Bade:

„Hinaus, hinaus! du abgrundkühle Flut,
Wie tuft du meinem heißen Herzen gut.“

Und Guttens — es ist Meyer selber — erlebt wieder den Kampf des jungen übermütigen Schwimmers mit der Flut:

„Es war mir immer nur zu nah das Land,
Mich warf der Flußgott scherzend auf den Sand.
Was einst des Knaben Spiel und Freude war,
Wird nun dem Mann zur Arbeit und Gefahr.
Er weiß es, wenn er ringt und wenn er strebt,
Daß er auf einer Todestiefe schwebt!“
(23. Die Flut.)

Und dann das Spiel der Glocken seeauf und seeab, von hüben und drüben:

„Heut geht am See ein endlos Glockenspiel,
Mir scheint, die taufen und begraben viel.
— — — — —
Wann Menschenblut in neuen Adern freist,
Erneuert sich der träge Menschengest.“
(24. Was die Glocken sagen.)

Besonders die herbstlichen Morgen- und Abendstimmungen weiß der Dichter wundersam festzuhalten:

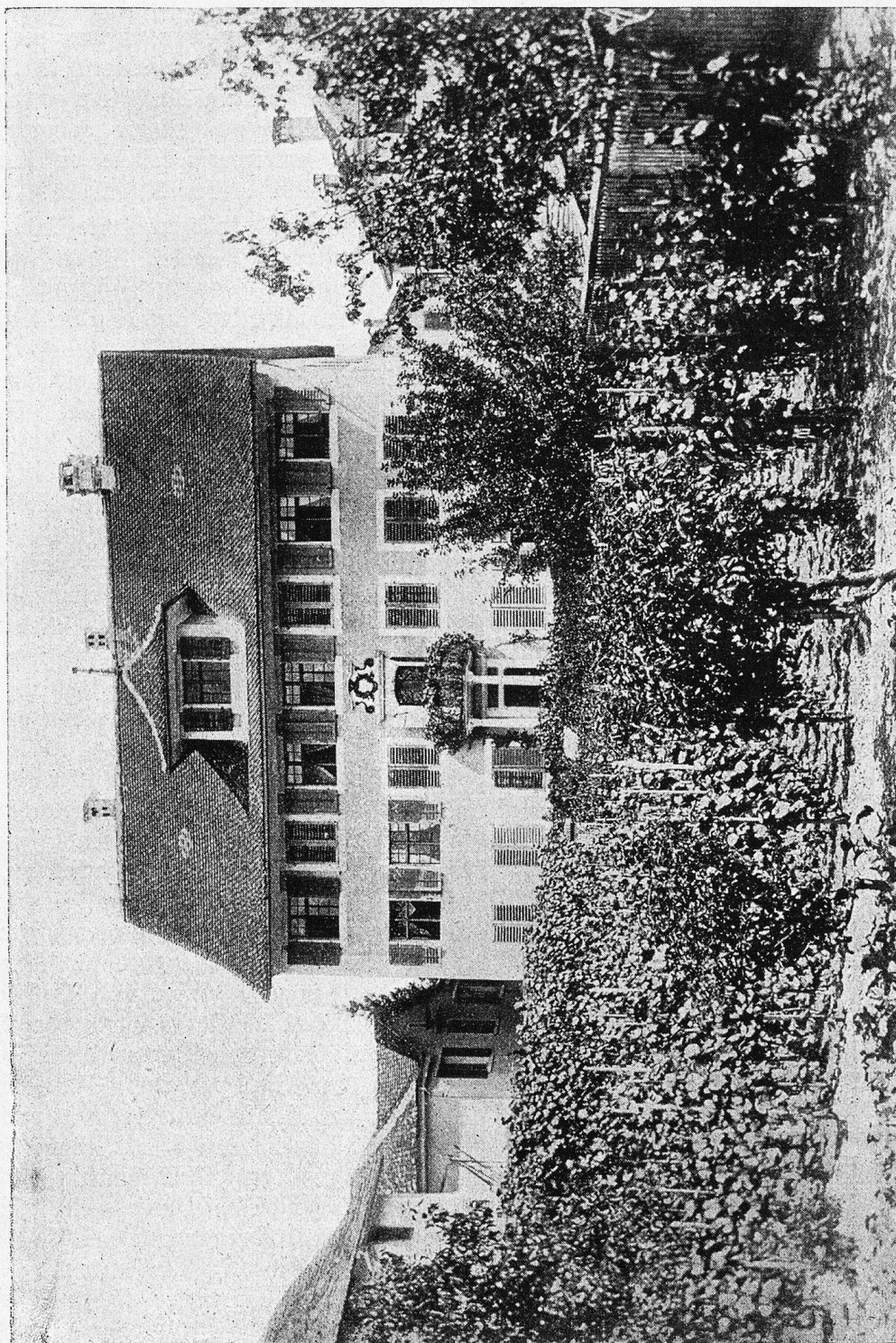
„Des Morgens lacht wie eine junge Frau,
Streng blickt am Abend meine Ufenau. —
— — — — —
Verklungen ist der Vesperglocke Schall,
Ein dunkler Friede waltet überall.“
(48. Abendstimmung.)

Am innigsten vielleicht im Bild „Reife“, in dem das Motiv der Traube zuerst anklingt:

„Es wendet sich das Jahr, die Welle raucht,
Mein Eiland ist in Morgenduft getaucht.
Vor mir in herbstlicher Verschleierung
Bewegt sich einer Barke Rudererschwingung. —
— — — — —
Zu Häupten mir durch hell're Schleier bricht
Das süße Blau, das warme Sonnenlicht;
Und schwerer hangt die Traube schon am Schaft,
Sie schwillt und läutert ihren Purpursaft,
Sie fördert ihre Reife früh und spät —
Was meinst du, Guttens? Auch die deine naht!“ (56.)

³⁾ Betty Meyer, C. F. Meyer, S. 147 ff.

⁴⁾ C. F. Meyer, Mein Erstling „Guttens letzte Tage“, bei Adolf Frey. Briefe C. F. Meyers, nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, 2. Bd. S. 518 ff.



Der „Seehof“ zu Meilen in seiner früheren Gestalt mit den zierlichen, den Balkon mit seinem prächtigen Gitterwerk tragenden Säulen, darüber das Zürcherwappen aus der Zeit, da der „Seehof“ Sitz des Oberamtmanns war. Hier wohnte C. F. Meher von 1872—1875. phot. G. Auf, Zürich.

Uns vom See und zumal uns Protestanten bleibt Meyers Hüttenichtung die liebste seiner Dichtungen. Ihre Verse begleiten uns, wenn wir seeaufwärts fahren — auf „dem hellsten See der Schweiz“ — nach der Ufenau, die uns doppelt geweiht ist, durch das älteste christliche Gotteshaus in unserem Land — und durch den Geist der beiden Dichter, Hutten und Meyer.

Oft rief der Dichter in den Frühlingstagen 1871 die Schwester an sein Pult: „Komm, nimm ein Blatt und fixiere mir schnell ein paar eben entstandene Huttenverse! Selten hatte er sie selbst schon aufgezeichnet. Die Stimmungsbilder gestalteten sich, während er seine Verse mit leiser Stimme singend in seinem Zimmer mit der Aussicht auf Huttens See und die Schneegebirge auf- und niederging.“⁵⁾

Und fast allwöchentlich, gewöhnlich am Mittwoch, trug der Dichter seine neuen Verse nach Mariafeld hinauf zu seinem Freunde Wille, der für die werdende Dichtung Feuer und Flamme war, nicht bloß aus Sympathie für Hutten, den er den ersten Journalisten nannte, sondern auch, weil er aus der Dichtung den mächtigen Ton der „großen Gegenwart“ besonders hell heraushörte.

Im Jahre 1851 war Dr. François Wille mit seiner geistvollen Frau Eliza geb. Sloman aus Hamburg an den Zürichsee übergesiedelt, angewidert von der Reaktion, die nach dem kläglichen Zusammenbruch der Revolution von 1848 in seiner Heimat überall einsetzte. Wille hatte sich nach den juristischen Studien mit Leidenschaft auf die politische Journalistik geworfen. Mit seiner Gattin, die als Romanschriftstellerin eine nicht minder gewandte Feder führte, schuf er Mariafeld zum Rendez-vous aller großen und freien Geister jener Jahre. An der Tafelrunde zu Mariafeld traf Meyer mitunter die drei Gottfriede, die Dichter Keller und Kinkel und den genialen Semper. Biszt und später Wagner, die Ländichter, waren hier mit Herwegh, Mommsen und andern berühmten Persönlichkeiten zu Gäste. Da lernte Meyer wohl auch Pfarrer Heinrich Lang in Meilen kennen, mit dem er sich, wie er einmal schreibt, gut stellte, und seine späteren Nachbarn von Kilchberg, den polnischen Grafen von Plater, den heimlichen König der Polenflüchtlinge und seine Frau, die ehemalige Schauspielerin Caroline Bauer. In die geistprühenden Gespräche

dieser erlesenen Tafelrunde einzugreifen, die Klinge zu messen mit dem berechneten Winkel, war Meyers Sache nicht. Er freute sich, vom untern Tischende aus dem lebhaften Kreuzfeuer und dem Ausbruch der Leidenschaften zuzuschauen. Fruchtbarer war ihm der engere persönliche Verkehr mit Dr. Wille und seiner Frau. Ihnen widmete er sein Schicksalsbuch, wie er den Hutten nannte. Nach mühseligem Ringen, nach bedrückender Verkennung kostete er nun das „süße Morgenlicht“ ersten Ruhmes.

Den Winter 1871/72 verlebte Meyer mit seiner Schwester in Venedig. Dort schrieb er in einem Zuge seine zweite Dichtung, „Engelberg“, das liebliche Idyll aus dem Hochtal, über dem die Firnkuppe des Titlis leuchtet. Mit dem Frühling eilte das Geschwisterpaar heim. Der Besitzer des Seehofs kränkelte. Es war unsicher, ob das Landhaus nicht in andere Hände käme. Darum brachen die Geschwister ihre Zelte wieder ab. In den letzten Märztagen 1872 führten zwei Ledischiffe des Dichters Habe seeaufwärts nach Meilen — nach Milano sul lago — wie Meyer scherzend seinem Freunde Professor Rahn meldete. Sie hatten den „Schynhut“ ins Auge gefaßt, entschieden sich aber dann für den „Seehof“. Im „Seehof“ öffnete sich dem Dichter ein Heim, wie er es behaglicher nicht wünschen konnte. Das 1767 von der Zürcherin Anna Werdmüller geb. Deri im vornehmsten Stil des 18. Jahrhunderts erbaute Landhaus mit seinen weiten hellen Stuben, den zierlich gemalten Kachelöfen, dem braunen Nußbaumgetäfel, den Stukkaturen und Deckengemälden, den kunstvollen Portalen, den zierlichen Portalsäulen des südlichen Ausgangs, zeugte vom Geschmack und Reichtum der Erbauerin. Das Liebste aber war dem Dichter die unvergleichliche Aussicht auf den See und den Kranz der Vorberge und Schneehäupter, und dann der tief in den See vorspringende Garten mit seinen lauschigen Reblauben und Baumalleen und den beiden „schwarzschattenden Kastanien“. In diesem Hause verlebte Conrad Ferdinand Meyer dreieinhalb glückliche, schaffensfreudige Jahre. Doch lassen wir die Schwester des Dichters von dieser schönen Zeit erzählen:

„Es war in Meilen am Zürichsee. Während der langen Sommertage schrieb mein Bruder am liebsten unter den großen, dunklen Kastanienbäumen am Ufer. Sie beschatteten die beiden unteren ins Wasser hinausgebauten

⁵⁾ Betsch Meyer, C. F. Meyer, S. 148.

Ecken der massiven Gartenmauer. Rechts und links davon spiegelte die Flut und lagen auf sanft ansteigenden, kiesigen Landungsstellen die Röhne der Fischer, unserer Nachbarn, im Schutze der hohen Mauer geborgen.

„Der eine dieser weitschattenden Bäume bildete meines Bruders Arbeitszelt, in dem „Jürg Jenatsch“ und, zum großen Teil, „Der Heilige“ auf einem von Bänken umgebenen Tische niedergeschrieben worden sind. Auf der Gartenseite, wo zwei gerade Kieswege längs der niedrigen Umfassungsmauer zu dieser grünen Rotunde führten, neigten sich die Äste in sanftem Bogen bis auf die Erde, so daß wir sie beim Eintritte wie Vorhänge auseinanderklugen. Weiter noch breitete sich das dichte, große Laubwerk über das Gemäuer nach der Seeseite aus. Dort berührten die gebogenen Äste mit ihrem herunterhängenden jungen Grün die spielenden Wellen. Kein Strahl durchbrach die kühle Baumkrone. Die Helle spiegelte herauf aus dem durchsonnten Gewässer und füllte unser gewölbtes Zelt mit grünen, lieblichen Sonnenreflexen.

„Unsere Lampe haben wir nie unter dies grüne Blätterdach gesetzt. Brach die Dämmerung ein, so dunkelte es schnell unter den Bäumen, und ein scharfer Windhauch strich über das Wasser. Dann gingen wir auf dem Kiesweg längs der Seemauer zwischen den beiden Kastanienbäumen hin und her, bis das spätere Abendboot mit seinen Lichtern den Landungssteg in Meilen verließ und an uns vorüber seeaufwärts dampfte. Es lag ein verborgener Zauber in diesem raschen Vorgang, der sich niemals ganz gleichmäßig wiederholte. Die farbigen Lampen des Verdecks und die Fenster der hell erleuchteten Kabine warfen einen vollen Lichtschein auf die von den Rädern des Dampfers durchfurchte Seefläche. Helle, ungeteilte Strahlensäulen spiegelten sich zunächst im Wasser. Dann lösten sie sich, uferwärts gleitend, in Sterne auf und dann, rascher und rascher fahrend, in feurige, eilig geschriebene, geheimnisvolle Lettern.

„Wer die Schrift lesen könnte! Wer die Zeichen verstünde?“ sagten wir zueinander. Ein Moment nur — und sie erloschen. Wie wenn der Feuerstift einer Kinderhand entglitte, zeich-

neten sich die erblässenden Flammenbänder nur noch schwankend und maßlos in weit geschlungenen, fliegenden Zügen auf den heranwallenden breiten Wogen. Und jetzt erstarb der Schein der Welle, die sich an der Gartenmauer brach oder den flachen Kies unter den Fischerfähen überschwemmte.

„Jeden Abend sprühte die feurige Runenschrift, von Wind und Wellen beeinflusst, in etwas veränderten Lettern über das Wasser. Es war ein Augenblick. Das leuchtende Boot entschwand in die Ferne. Der Schein verblich. Es ward nun dunkel, und wir wandelten langsam durch den rebenüberwachsenen Bogengang den erleuchteten Fenstern des Hauses zu.“⁶⁾

Dieses wunderfame Spiel der Lichter und Farben hat der Dichter in seinem Bilde „Schwarzschattende Kastanien“ festgehalten:

„Schwarzschattende Kastanie,
Mein windgeregtes Sommerzelt,
Du senkst zur Flut dein weit Geäst,
Dein Laub, es durstet und es trinkt,
Schwarzschattende Kastanie!
Im Borte badet junge Brut
Mit Gader oder Lustgeschrei.
Und Kinder schwimmen leuchtend weiß
Im Gitter deines Blätterwerks,
Schwarzschattende Kastanie!
Und dämmern See und Ufer ein
Und rauscht vorbei das Abendboot,
So zuckt aus roter Schiffslatern'
Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
Der Flut, gebrochnen Lettern gleich,
Bis unter deinem Laub erlischt
Die rätselhafte Flammenschrift,
Schwarzschattende Kastanie! („Gedichte.“)

Unter den Kastanien des Seehofs erhielt „Engelberg“ die letzte Vollendung. Im „Seehof“ schrieb Meyer seine erste Novelle, „Das Amulet“. Seine größte Sorge aber galt der Vollendung seines „Jürg Jenatsch“, der ihn seit Jahren beschäftigte. Im Spätsommer und Herbst 1866 war er mit der Schwester durch alle Täler Graubündens gewandert bis hinab ins Veltlin, auf den Fährten des Jürg Jenatsch, dessen rätselhaftes Wesen den Dichter anzog, dessen großartige Vaterlandsliebe er bewunderte. „Ich habe aus den Bergen eine Derbheit mitgebracht, die ich Niemand anderm als meinem Jenatsch will zu gut kommen lassen.“

(Schluß folgt.)

⁶⁾ Vetsch Meyer, C. F. Meyer, S. 46 ff.

